Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 13. 8. 1939 | Nr. 33

Auf germanischen Spuren in Kaukasus und Krim.

Fridtjof Nansen:

Ein kriegerisches Volk.

Im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, ist das lesenswerte letzte Werk des großen Forschers Fridtjof Nansen, „Durch den Kaukasus zur Wolga“ erschienen, der nach einem starken Leben als Nordpolfahrer und Menschenfreund im Mai vor neun Jahren gestorben ist. Nach Beendigung des Hilfswerkes für die armenischen Flüchtlinge, das Nansen in seinem erschütternden Buch „Betrogenes Volk“ beschrieben hat, kehrte er auf dem Umweg über die kaukasischen Sowjetrepubliken in seine Heimat Norwegen zurück. Seine Forscheraugen haben den damals Sechsundsechzigjährigen auch auf dieser letzten Reise nicht verlassen. Aufs neue beweist er seine besondere Fähigkeit, einen Raum und seine Bewohner in ihren Beziehungen zueinander als Ganzes zu sehen. Keine trockene Reisebeschreibung „Wir brachen um 4 Uhr auf und erreichten um 12 Uhr . . . .“, sondern die lebendig empfundene Landschaft und ihr Einfluß auf den Menschen, die abenteuerliche, kampferfüllte Geschichte der wilden Bergvölker und das Heute in den südlichen Sowjetrepubliken bilden eine unlösliche Einheit und machen das Buch zusammen mit den prächtigen Bildern zu einem Vorbild moderner Reiseschilderung. Wir entnehmen dem bedeutsamen Werk, an dem alle Freunde Nansens in hohem Grade interessiert sein werden, das nachstehende Kapitel:

Westlich vom Tal des Weißen Aragwa erstreckt sich das Land der Osseten. Es reicht nördlich bis zum oberen Terektal über Wladikawkas hinaus. Östlich vom Weißen Aragwa wohnen georgische Stämme, die Pschawer, und in den nordöstlichen Hochtälern die Chewsuren. Sie sprechen noch immer ihre altgeorgischen Dialekte, besonders die etwa 8000 Chewsuren führen offenbar seit langer Zeit in ihren Gebirgsschlupfwinkeln ein von aller Welt abgeschlossenes Dasein. Ihr Name stammt von dem georgischen Wort Chevi, das heißt Schlucht, Kluft. Noch heute bewegt sich ihr Denken im Dunstkreis mittelalterlicher Sitten und Gebräuche und uralten Aberglaubens. Sie tragen noch Helm, Ringpanzer, stählerne Arm- und Beinschienen, Schild und Schwert, kurz, sie sind wie Kreuzritter gerüstet. Die Helme sind runde Kuppeln aus Stahl, Stahlnetze hängen über Nacken, Wangen und Stirn herab, so daß nur die Augen und der untere Teil des Gesichts frei bleiben. Bei Festen, Kampfspielen und Turnieren tragen sie ihre volle Rüstung, desgleichen, wenn sie Blutrache fürchten oder wenn eine Blutfehde zwischen zwei Sippen oder Dörfern durch Vergleich beigelegt werden soll. Wahrscheinlich haben sich die alten Rüstungen und Waffen gerade deshalb so lange erhalten, weil diese Stämme ununterbrochen in Geschlechterfehden, in Kämpfen zwischen einzelnen Siedlungen und mit benachbarten Stämmen lebten. Streitbare Mannen sind das, allezeit gehen sie in Waffen, auch zur Feldarbeit nehmen sie Schild, Schwert, Dolch und Gewehr mit.

Unter ihnen herrscht die wunderliche Sitte, daß die Männer am Daumen der rechten Hand einen dicken, mit starkem Dorn versehenen Eisenring tragen. Er dient als Schlagring bei Prügeleien. Wohl jeder erwachsene Mann trägt Narben, die von diesen Schlagringen stammen, die Gesichter sind oft schlimmer zerhauen als die Wangen eines übel zugerichteten deutschen Studenten. Ähnliche Ringe sollen früher auch im Schwarzwald und in Oberbayern gebraucht worden sein. Raufereien sind häufig und der Dolch sitzt locker in der Scheide. Aber Verwundungen und Verstümmelungen müssen durch genau festgesetzte Bußen gesühnt werden. Ein ausgelaufenes Auge kostet 30 Kühe, ein Loch im Kopf 3—16 Kühe, Lähmung eines Beines 25 Kühe usw. Eine Kuh gilt 10 Rubel, etwa 23 Mk. Die Länge einer Wunde wird mit einem Faden gemessen, auf diesen Faden werden dann Buchweizen- oder Weizenkörner abwechselnd längs und quer in einer Reihe gelegt, die Körner werden gezählt, und der Täter muß so viele Kühe bezahlen, als zwei Drittel der Körner ausmachen. Die Blutrache ist bei den Chewsuren und Pschawern wie bei den meisten kaukasischen Stämmen geheiligter Brauch. Die Sippe des Erschlagenen muß durch Tötung des Täters oder eines Mitgliedes seiner Sippe oder seines Dorfes Rache üben. So können zwei ganze Dorfsiedlungen in Blutrache verstrickt werden. Doch kann der Totschlag auch durch Vergleich und Zahlung einer Buße gesühnt werden. Für einen Mann sind 80, für eine Frau 60 Kühe zu zahlen. Tötung der eigenen Frau fordert keine Blutrache, sondern der Gatte bezahlt an die Sippe der Erschlagenen 5 Kühe. Die Beendigung einer Fehde wird durch ein großes Versöhnungsfest gefeiert, man schlachtet Opfertiere und trinkt Bier und Schnaps in großen Mengen.

Die Berichte von den Kämpfen und Schlägereien dieser Volksstämme erinnern uns in vieler Hinsicht an die Vergangenheit der nordischen Völker und an die Schilderungen der isländischen Geschlechtersagas. Auch bei den norwegischen Gebirgsbewohnern steckte ja noch bis in die jüngste Zeit hinein das feststehende Messer locker in der Scheide. Die georgischen Gebirgsstämme sind dem Namen nach schon etwa seit dem 12. Jahrhundert christlich, leben aber bis auf den heutigen Tag in den Anschauungen uralten Aberglaubens. Neben den christlichen Gottheiten, Gottvater im siebenten Himmel, dem Herrn der himmlischen Heerscharen und der irdischen Menschen, Christus, dem Beherrscher der Toten, der heiligen Maria, den Heiligen Petrus und Paulus werden noch immer zahlreiche Naturgottheiten verehrt. Da sind ein oberster Herr der Erde und des Festlandes und neben ihm Wald-, Wasser- und Luftgeister in der Gestalt von Schweinen, Bestien oder Kindern. Über die Jagd wachen zwei Gottheiten oder Engel, ein männlicher und ein weiblicher. Der weibliche gilt als der stärkere, ihm werden Herz, Lunge und Leber des erlegten Tieres geopfert. Die Jagdgöttin soll sich von Zeit zu Zeit als schöne nackte Frau mit langem Haar in den Wäldern zeigen. Dem Jäger, den sie auf ihr Lager einlädt, verleiht sie Jagdglück, wenn er zu schweigen weiß. Plaudert er, so trifft ihn ihre Strafe. Groß ist die Zahl der Schutzgeister. Die Chewsuren glauben an einen beschwingten Engel, der den Räubern hilft, wenn er einen Teil der Beute abbekommt. Die Hölle stellt man sich als einen Strom von Teer vor, in den die armen, sündigen Seelen von einer Brücke, schmal wie ein Haar, herabstürzen. Über diese Brücke muß die Seele wandern, um den Himmel zu erreichen. Der Sünder schwimmt in alle Ewigkeit in der Teerflut umher. Die Menschen sind erfinderisch darin, Hölle und ewige Pein auszumalen, vom Paradies wissen sie nicht so viel zu erzählen. Die Brücke und der Teerstrom haben eine auffallende Ähnlichkeit mit der Gjallarbrücke und den Gespenstersümpfen, über die nach der altnordischen Sage die Seele auf ihrem Weg zum Himmel wandern mußte. Der schmale Steg als Weg zur ewigen Herrlichkeit ist eine bei vielen Völkern verbreitete Vorstellung. Die Araber schildern ihn „schmaler als ein Haar, schärfer als ein Schwert, finsterer als die Nacht“.

In einem Punkte treiben die Chewsuren die Frömmigkeit recht weit. Sie halten drei Feiertage in jeder Woche, den Feiertag der Mohammedaner, den Sabbat der Juden, und den christlichen Sonntag. So sind sie sicher, weder Allah noch Jahve noch Gottvater zu erzürnen.

Prometheus

Was sind uns Jahre, dämmernde Äonen?
Die Peiniger des Lebens sind die Stunden.
Wie Heere Mücken bringen die Sekunden
das Elend von der Bettlerspreu den Thronen.

Ich hab das Licht entwandt aus Götterzonen!
Wie ihr war ich, ich hab mich Gott empfunden.
An einen Kaukasus zum Spott gebunden,
fühl ich die Eifersucht mit Leid mir's lohnen.

Der Kleinen Kleinheit fühl ich, ihre Enge
und ihre Dünste meine Stirn bedrücken.
Das Ew'ge sengt wie hinter Nebeln Sonnen.

Zu schwarzen Riesen seh' ich ein Gedränge
von Unbedeutendem zusammenrücken.
Spinnwebe halten meinen Trotz umsponnen.

Julius Havemann

Von den Osseten

Ritterburgen im Kaukasus.

Erst eine Stunde Thüringen, dann ein Stück Harz, dann durch die Kuppenlandschaft der Rhön und schließlich über die Hügel des Fläming und immer links eine Rudelsburg und rechts die Ruine Saaleck — so sieht es aus, wenn man vom Kamm des Kaukasus auf der berühmten Grusinischen Heerstraße nach Tiflis hinunterfährt. Aber nur auf diesem Südabhange des Gebirges hat die Welt ein so freundlich lächelndes Gesicht, die Nordseite und die Gipfel des Kaukasus sind sich ihrer Bedeutung als Grenze von zwei Erdteilen und wichtigste Scheide und wichtigstes Tor der Völker durchaus bewußt. Auf der Nordseite sieht man Alpen und sogar in vergrößertem Zuschnitt. Die Landschaft: strenger Norden mit Schluchten, in denen es gleich zweitausend Meter senkrecht nach oben geht. Wenig Pflanzenwuchs, rosenfarbenes Granitgestein oder bröckelnder Schiefer, Geröll und Steinschlag allenthalben. Aber auch hier auf jeder Wegbiegung, auf einem Gebirgs-Vorsprunge, die Straße beherrschend, die Saaleck und Kynast. Ritterburgen, aus losen Feldsteinen aufgeschichtet, wie man sie in der Welt nur noch an unseren alten Landstraßen wiederfindet, aber dort ganz genau so wie im Kaukasus. Hier im Kaukasus sind es keine verfallenen Ritterburgen, sondern die Wächtertürme der Bergvölker. An der Grenze der Erdteile hat die Natur ihren eigenen Wächterturm aufgerichtet, einen mächtigen Zuckerhut, die Eisspitzsäule des Kasbek, der noch um ein paar hundert Meter den Montblanc überragt und und an den nach der griechischen Sage Prometheus zu jenem peinlichen Leber-Eingriff angeschmiedet war. In den Dörfern des oberen Kaukasus lernt man dieses merkwürdige Völkchen kennen, das überall seine Ritterburgen hinbaut. Osseten nennt auf Grund eines in dieser Wissenschaft üblichen Mißverständnisses die Völkerkunde diese Leute. Sie selbst nennen sich Irani. Hoch gewachsene, schlanke Gestalten mit schmalen Gesichtern und auffallend gerader Nase. Besonders die Frauen von einer überraschenden Helligkeit der Haut. Sie unterscheiden sich auf den ersten Blick von den zahlreichen anderen Gebirgsstämmen, besonders auch von ihren unmittelbaren Nachbarn, den Inguschen. Nach den Ausgrabungen nimmt man an, daß die Osseten vor 3000 Jahren hier eingewandert sind, während die Inguschen noch länger hier sind und als Ureinwohner gelten. Aber in diesen 3000 Jahren haben die Osseten die Wurzeln ihrer Kultur kaum verändert. Damals wie heute bauten sie aus rohen Feldsteinen ihre Mauern und vor allem die Wächtertürme, die eine wichtige praktische Bedeutung haben. Denn von hier aus wird Umschau gehalten, ob nicht irgend ein fremder feindlicher Volksstamm heranrückt, an dem großen Völkertore ein Ereignis, das sicherlich jede Geschlechterfolge erlebte. Im Inneren des Kaukasus gibt es auch heute noch Kämpfe und Schlachten, von denen die europäische Geschichte nichts weiß. Die Osseten sind fremdenfeindlich, oder zum mindesten verhalten sie sich gegen die aus Rußland kommenden Eindringlinge ablehnend. Sie wollen keinen Handel treiben und zeigen keine Teilnahme für die Fremden. Sie haben offensichtlich nur den einen Wunsch, daß das Gebiet der Berge möglichst schnell wieder von den Eindringlingen verlassen wird. Aber wenn Not am Mann ist, sollen sie gastlich sein, und ein eingeschneiter Bergsteiger hat bisher immer bei ihnen Aufnahme gefunden; bei ihren Nachbarn, den Inguschen, niemals.

So besitzt man immerhin doch einige genauere Kenntnisse von den Osseten. Man kennt besonders ihre Sprache und weiß, obwohl die einzelnen Mundarten sehr verschieden sind, daß dies eine indogermanische Sprache ist. Und wenn man diese Tatsache mit ihrem selbstgewählten Namen Irani, mit ihrer äußeren Erscheinung und mit diesem seltsamen Burgenbau zusammenhält, so glaubt man, hier allerdings ein versprengtes (nordisches) Brudervolk zu finden. An den Osseten überrascht die Beharrlichkeit, mit der sie an den alten Bräuchen hängen. Dem Namen nach sind sie heute natürlich Christen, aber ihre alten „heidnischen Bräuche“ sind keineswegs in Vergessenheit geraten. Nicht weit von der Grusinischen Heerstraße führt die sogenannte Ossetische Heerstraße an den beiden heiligen Plätzen der Osseten vorbei. Der eine ist ein schöner alter Eichenwald, den die Osseten den Heiligen Hain, Chetaga, nennen. Um einen Felsen dieses Haines versammelt sich alljährlich der ganze Stamm, um große Feuer anzuzünden. Etwas höher, am Fuße des

Briefe der Königin Luise.

An ihren Bruder Georg nach der Begegnung mit Napoleon I.

Memel, 5. August 1807.

Reich an Erfahrung, arm an Glauben, lege ich mein müdes Haupt an Deine Brust. Ach! George, welches Schicksal, welche Zukunft, welche Vergangenheit! Ist es möglich, daß solche Menschen von Gott erschaffen werden, als ich habe kennen lernen? Die Guten thun das Böse, die Teufel brüten es aus und lernen es ihnen; das ist, was ich gesehen habe von Angesicht zu Angesicht. Ganz erfüllt von dem großen Gedanken meiner heiligen Pflicht, floh ich nach Tilsit, und sprach das, was mir Gott eingab; allein ich sprach nicht zu einem Menschen, sondern zu einem — zu einem Wesen ohne menschlich Herz, und das Resultat ist dann auch so rein unmenschlich, daß Preußen vor der Welt gerechtfertigt dasteht!

Wenn ich Dich einmal sehe, so werde ich Dir alles erzählen und Du wirst es nicht begreifen anfangs. Du wirst es hören und nicht verstehen. Ja, ich habe Ungeheures erlebt, lieber George, aber lieber Freund, ich bin nicht schlechter geworden, das sei Dir Trost. Adieu; wenn Du der Berg schreibst, tausend Schönes, sowie auch der Kleist. Laß ihr wissen, ich sei nicht müßig. — Ich lege mich Großmama zu Füßen. Ihren und Deinen Brief bekam ich, als N. schon im sausenden Galopp nach Dresden floh, da hier sein Teufelswerk vollbracht war. 27 Marschälen und Generälen hat er die Domänen des Königs in Polen verschenkt und dem Sachsenkönig das ausgesogene, unzufriedene, höchst unglückliche Land, was so betrogen ist wie noch keines. Und unsere Magdeburger, Altmärker, Halberstädter usw. an Jerome, König von Westfalen. Ist es zum Überleben, George? Ganz

Deine Luise.

Lese den Brief an Papa. Ich küsse Karl.

*

An ihre Geschwister in Vorfreude auf die Heimat.

Sanssouci, 20. Juni 1810.

Euch auch, Ihr Lieben, ein Wort der Freude, die mein ganzes Herz durchströmt. Ich komme zu Euch und bin von nachmittags Montag (25. Juni) zwischen 4 und 5 Uhr bis Donnerstag abends in Strelitz. Dann kömmt der gute König, der mir diese Freude verschafft, und bleibt bis zu Montag, wo wir dann leider uns trennen. Er wünscht sehr, in Hohenzieritz zu wohnen, welches ich auch an Papa schrieb, weil er die gêne[1]) der Stadt scheut und wirklich eine Passion für Hohenzieritz hat. Ich bin überzeugt, Papa thut es gerne, da der König sonst sich für seine Person schwer, eigentlich gar nicht entschlossen hätte, wenn es geheißen hätte: nach Strelitz. „Aber auf ein paar Tage nach Hohenzieritz, da gehe ich sehr gerne“, sagt er. Ich zähle also gewiß darauf, daß wir nach seiner Ankunft gleich nach Hohenzieritz fahren. Ich bin so glücklich, wenn ich daran denke, daß ich Euch beinahe 8 Tage in Strelitz sehen werde und die gute Großmama, daß ich ordentliche Crampolini kriegen könnte. Ich verkneip' mir aber wahrhaft die Freude, weil so oft, wenn ich mich gar zu ausgelassen gefreut habe, ein Querstrich gekommen ist, und solche Kreuz- und Querstriche wären vraiment affreux[2]) jetzt.

Der Martin[3]) geht gewiß jetzt mit Schurzfell und Maßstab im ganzen Schloß umher, reitet athemlos nach Hohenzieritz und kommt zurück und sagt: „Ich habe sie alle untergebracht.“ „Du und Friederike, und Du, George, Ihr thut brill aber George“, „höre doch Friederike“, geht's den ganzen Tag. Hallelujah! Gott sei Ehr in der Höhe und auf Erden. Er belohnt doch auch sehr schön, wenn man in Demuth und sanften Herzens geblieben ist, wenn Steinharte einen peinigten.

Die Truchseß[4]) kömmt gewiß mit, siehet aber aus, o weh, o weh! Die arme Tauentzien heult beinahe für Leid und

---

[1]) gêne = Zwang, Folter.
[2]) vraiment affreux = wahrhaft schrecklich.
[3]) Martin, Kastellan des Schlosses.
[4]) Berta v. Truchseß und Lisinka v. Tauentzien, Hofdamen der Königin.

Zeiski-Gletschers, befindet sich abseits vom Wege eine alte Hütte aus Baumstämmen mit einem Giebeldach, einfach zusammengezimmert, sehr alt und immer wieder ausgebessert. Die älteste urkundliche Erwähnung dieses Ossetischen Tempels ist 800 Jahre alt. Das Heiligtum ist nach der ossetischen Überlieferung der Wohnsitz ihres Gottes. Alljährlich kommen die Osseten hier zusammen, bringen die schönsten Geweihe mit, die sie im letzten Jahre erbeutet haben, und werfen sie in die Hütte. Die Hütte ist angefüllt mit solchen Jagdzeichen, die wirr durcheinander liegen. Irgendwelche Einrichtung befindet sich nicht darin. Die Osseten haben auch keinerlei heidnische Priester. An dem Opfertage bringt jeder ein Lamm mit. Die Tiere werden geschlachtet und gebraten, und vor der Hütte findet bei Lagerfeuern ein großer Schmaus statt. Auch die Formen dieser Hütte sind überraschend. Am Giebel befinden sich jene gleichen gekreuzten Holzfiguren, die im allgemeinen als Pferdeköpfe bezeichnet werden und die man gerade so in der Bauweise der nordischen Blockhäuser wiederfindet. Sonst tragen die Osseten die gleiche Kleidung wie die meisten anderen Bergvölker, einen langen, wollenen Kittel, auf beiden Seiten der Brust mit eingenähten Schluppen, in die heute der Schießbedarf gesteckt wird. Aber auf diesen Kitteln haben die Osseten vielfach einen hakenkreuzähnlichen Zierat. Das unterscheidet sie von den anderen. Darüber tragen sie die Burka, die ebenfalls gemeinkaukasisch ist, einen weiten schwarzen Flauschstoff-Mantel, der fast wie ein Fell aussieht und an den Schultern wie zwei Flügel gestutzt ist, so daß er dem Manne ein hochragendes Auzsehen gibt. Nur in einem sind die Osseten sehr fortschrittlich und gehen durchaus mit der Zeit mit. Das ist die Bewaffnung. Jeder hat mindestens ein Gewehr übergeschultert, einen „Revolver" umgeschnallt und noch ein kurzes dolchartiges Schwert an der Seite. Jeder Mann soll noch zu Hause seine zwei bis drei Gewehre besitzen. Bewaffnet war man in Ossetien nie so gut wie heute. Damals, bei Schluß des Krieges, als das russische Heer von der türkischen Grenze zurückflutete, waren die Osseten alle auf ihren Wächtertürmen und haben mit den heimkehrenden Truppen verhandelt. Diese mußten den Durchmarsch mit der Ablieferung der Waffen erkaufen. Der Osset selbst ist heute wie immer Krieger und Jäger. Aber er greift nicht an, sondern ist zufrieden, wenn man ihn in seinen Bergbezirken nach seiner Art leben läßt. Arbeit ist Sache der Frauen. Das bißchen Gemüsebau wird von ihnen besorgt. Die Kinder hüten die Herden.

Wolfgang Sorge.

Auf den Spuren der Krimgothen.

Von den im 5. Jahrhundert aus Südrußland nach Westen abgewanderten Ostgoten blieb damals ein kleiner Teil in seinen Wohnsitzen im Süden der Krim und im benachbarten Kuban-Gebiet zurück. Diese Gothen haben im südlichen Teile der Krim, in dem Bezirke zwischen der Bucht von Sewastopol und Aluschta, ein selbständiges Königreich gebildet, das bestimmt bis ins 13. Jahrhundert bestanden hat. Bei ihrer Einwanderung in die Krim hatten die Gothen hier eine griechische Bevölkerung und Kultur vorgefunden und auf dem Boden dieser Kultur unter Mitverwendung althellenischer und skytischer Formen eine eigenartige gothische Kunst entwickelt. Im 13. Jahrhundert überflutete der Ansturm der Tataren die Taurische Halbinsel. Aber das im Gebirge abgelegene gothische Königreich scheint sich wahrscheinlich noch bis ins 16. Jahrhundert erhalten haben. Einige Gelehrte meinen, daß sich diese Gothen aber noch bis ins 17., vielleicht sogar 18. Jahrhundert erhalten haben müssen. Einige Gelehrte meinen, daß die Krimgothen noch bis ins 18. Jahrhundert gothisch gesprochen haben. Dann sind diese Reste der Gothen, wie auch die in der Krim noch vorhandenen Griechen, zum Islam übergegangen und sind äußerlich tatarisch gemacht worden.

Die hoch gelegene und stark befestigte Hauptstadt des gothischen Königreiches Dori lag im mittleren Teile des Jaila-Gebirges, in der Gegend von Eski Kerman. In dieser Gegend, die die Byzanter Gotia nannten, finden sich noch jetzt blonde, blauäugige Tataren von hohem Wuchs und edlen nordischen Gesichtszügen, während sonst die Tataren Südrußlands eine griechisch-türkische Rassenmischung mit italienischen Einschlägen sind.

Auf die zweifellos einst hohe Kultur der Krimgothen werfen die im Jahre 1928 von der russischen Gesellschaft zur Erforschung der Krim begonnenen Ausgrabungen im Gebiete von Eski Kerman erfreuliches Licht. Es wurde hier allmählich eine ganze Stadt freigelegt, die einen Raum von 1040 Meter Länge und 170 Meter Breite einnimmt und von einer Festungsmauer mit den Resten von zahlreichen Wachttürmen umgeben ist. Das breite Eingangstor ist in die Felsmassen gehauen auf denen sich die Mauern erheben. Im Innern dieser Festungsmauer, die im 5. oder 6. Jahrhundert errichtet sein muß, lassen sich ganze Straßenzüge zwischen gut erhaltenen steinernen Gebäuden erkennen. Die ältesten dieser Häuser sollen aus dem 5., die jüngeren wohl aus dem 12. Jahrhundert stammen. Daneben finden sich die Ruinen kleinerer Räume, die als Vorratskammern und Vieh- oder Pferdeställe zu deuten sind. Die Tataren haben niemals Befestigungen errichtet. Die alte Hauptstadt der Krimgothen Dori scheint damit wirklich entdeckt zu sein. Beachtenswert an diesen Mitteilungen ist, daß die Gothen, von denen man auf die anderen Germanenstämme schließen kann, schon in der Frühzeit keine republikanische Verfassung, sondern eine Königsherrschaft gehabt haben, daß sie auch Städte bauten und außer dem Holzbau auch mit Stein und Mörtel zu bauen wußten.

Dr. H. von Rosen.

Im Schmelztiegel der Sprache.

Erfolg und Mißerfolg von Verdeutschungen.

Es ist nicht ohne Reiz, sich in der Geschichte der deutschen Sprache nach dem Geschick von Verdeutschungen umzusehen. Es gibt nicht wenige, von ganz bestimmten Personen in die Welt gesetzte Wörter, die durchschlugen und heute entweder das alte Fremdwort völlig verdrängt oder aber mindestens abgedrängt haben. Auf den Turnvater Jahn geht „Fräulein" zurück für „Demoiselle", „Volkstum" für „Nationalität". Lessing schuf „empfindsam" für „sentimental", „Marktschreier" für „Scharlatan", „weinerlich" für „larmoyant"; Goethe „planmäßig" für „methodisch", „Altertum" für „Antike". Von Bürger rührt „Kehrreim" für „Refrain"; von Gneisenau „stetig" für „konsequent"; von Uhland „untröstlich" für „desperat"; von Wieland „Edelrost" für „Patina", „ermächtigen" für „autorisieren" her. Der erfolgreichste aller Verdeutscher aber war der Jugendschriftsteller und Hauslehrer Alexander und Wilhelm v. Humboldts, Joachim Heinrich Campe, von dem unter anderm „Hellseher" für „Clairvoyant", „Zwielicht" für „Clairobskur", „Schlafwagen" für „Dormeuse", „wortkarg" für „lakonisch", „gangbar" für „kurrent", „Ausflug" für „Exkursion" stammen.

Das sind einige in ihrer Geschichte verfolgbare Eindeutschungen, die Anklang fanden. Andere Verdeutschungsvorschläge wiederum, deren Aussichten zunächst keineswegs schlecht zu sein schienen, machten nicht ihren Weg. Jahns „Flinter" konnte den „Infanteristen" nicht ausstechen. Goethe hatte kein Glück mit „verfratzen" für „karikieren", mit „zeitbürtig" für „modern", mit „wankelsinnig" für „inkonsequent", mit „Strahlblitz" für „Reflex". Humboldt scheiterte mit „Ostwelt" für „Orient"; Kleist mit „übereck" für „konträr", Wagner mit „Tonspiel" für „Konzert"; Beethoven mit „Tonsatzwerk" für „Komposition"; Schiller mit „Sinnenschlaf" für „Hypnose"; Campe mit „Alleinhandel" für „Monopol".

Warum hier Mißerfolg, dort Erfolg? Eine allgemeingültige Antwort auf diese Frage ist nicht zu finden. Die Sprache ist ein höchst eigenwilliges Instrument, das Anregungen immer zugängig ist, sich aber nicht kommandieren läßt. Am wenigstens ist mit Gewalt auszurichten. Umschreiben oder übersetzen läßt sich selbstverständlich jedes Fremdwort, ob aber der Ersatz wirklich Bestandteil der Umgangssprache wird, ist von vornherein niemals abzusehen. Um die Jahrhundertwende herum setzte eine Bielefelder Keksfabrik einen Preis von 1000 Mark für die beste Verdeutschung ihrer Erzeugnisse aus. Rund 15 000 Personen beteiligten sich mit rund 5000 Wörtern. Der Preis fiel auf „Knusperchen". Aber die Sprache nahm das „Knusperchen" so wenig wie irgend ein anderes der 5000 Wörter an, und auch das in einem zweiten Wettbewerb preisgekrönte Wort „Reschling" konnte nicht durchdringen. Heute ist aus dem „Cake" ein „Keks" geworden, der schon fast als deutsches Wort empfunden wird, denn auf die Gestalt, in der sich ein Wort bietet, nicht auf seine tatsächliche Herkunft kommt es dem Sprachgefühl für seine Entscheidung ob deutsch oder fremd an. Die deutsche Sprache ist die reichste und ausdrucksstärkste aller Kultursprachen, die Sprache der meisten Möglichkeiten. Aber diese herrliche Fülle ist durch die Jahrhunderte hindurch nur durch dauernde Entlehnungen zu erreichen gewesen, für deren Berechtigung nichts mehr spricht als gerade dies, daß wir sie heute gar nicht mehr als fremden Bestandteil, sondern als Eigengut betrachten. Apfel, Bottich, Glocke, Straße, Erbse, Katze, Kerze, Kirsche, Saft, Käse, Müller, Natur, Butter, Zwiebel, Segen, Kellner, Reis, Salat, Spinat, Zucker, Quark, um nur ganz wenige für Hunderte von Beispielen aufzuführen, sind in ihrem Kern Fremdwörter, die ins Voralthochdeutsche, Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche einwanderten. Umgekehrt ist etwa „Balkon" das althochdeutsche „balko", Balken, „Friseur" das altfriesische „frisle", Haupthaar. Sogar der oft befehdete „Redakteur" geht auf die indogermanische Wurzel „ag", treiben, tätig sein, zurück, während in der Verdeutschung „Schriftleiter" das lateinische „scibere", schreiben, steckt.

In unsern Tagen haben das „Flugzeug" den „Aeroplan", der „Flieger", den „Aviatiker", der „Rundfunk" den „Radiofunk", an den man sich schon kaum mehr erinnert, spielend aus dem Felde geschlagen. Eine eigene Sache ist es mit dem „Auto". Die Schriftsprache hat dieses heute eine so große Rolle spielende Gefährt in einen „Kraftwagen" verwandelt, von dem aber die Umgangssprache nichts wissen will, in der sich heute „Wagen" schlechthin für „Auto" elementar durchsetzt. Noch nicht entschieden ist jedoch der Kampf zwischen „Telefon" und „Fernsprecher". Ein Nachteil für die Verdeutschung ist zweifellos, daß sich nicht so zwanglos wie vom „Telefon" ein Verb ableiten läßt. Durchaus auch nur ein Druckpapierdasein führt vorerst noch das umständliche „Lichtspielhaus" für das handliche und knappe „Kino". In der Sprache ist, wie ein Blick auf die Vergangenheit lehrt, das Voraussagen höchst undankbar. Erst in Jahrzehnten wird endgültig feststehen, welchen der heutigen Fremdwörter Heimatrecht vergönnt sein wird.

Albert Müller.

Sei getreu bis in den Tod!

Überm Sturm, der grimm ins Leben geht,
Grell durchstoßen von der Blitze Not,
Eine große, heilige Stille steht:
Sei getreu bis in den Tod!

Aller Worte höchstes. Wer dich faßt!
Allgeheimster Ewigkeiten Saat,
Die du Wurzeln in der Gottheit hast —
Selig der, dem du Geleit und Pfad.

Gustav Schüler

Arbeitstag einer „Arbeitsmaid".

Aus Wesel wird uns berichtet:

Den Reichsarbeitsdienst der weiblichen Jugend in Deutschland gibt es seit dem 1. August 1936. Namentlich auf dem Lande, in den kleinen unter Mangel an Arbeitskräften in besonderem Maße leidenden Bauernwirtschaften stellt der weibliche Arbeitsdienst außerordentlich wichtige Hilfskräfte. „Ich wollte, der Arbeitsdienst ginge ewig nicht mehr weg!", sagte eine Bäuerin zu unserem Gewährsmann. Und eine andere bemerkte lobend: „Sie packen alle Arbeit mit an, die ihnen unter die Finger kommt." Die „Arbeitsmaiden" — wie die Angehörigen des weiblichen Arbeitsdienstes offiziell heißen — ihrerseits versicherten, daß sie sich die ländliche Arbeit „bei weitem nicht so vielseitig und beglückend" vorgestellt hätten.

Das organisatorische Grundelement des Dienstes ist das Einheitslager mit einer Belegschaft von drei Kameradschaften. Der Arbeitstag einer Arbeitsmaid in einem solchen Lager trägt folgendes Gesicht: Um 5 Uhr in der Frühe ist Wecken. Dann folgt eine viertel Stunde Frühsport, und bis sechs Uhr ist Waschen, Anziehen und Bettenmachen. Die Fahne wird gehißt, und bis 6.30 Uhr wird gefrühstückt. Dann wird eine halbe Stunde gesungen. Von sieben bis vierzehn Uhr weilt die Arbeitsmaid dann auf ihrem Arbeitsplatz, den sie mit ihrem Fahrrad durchweg in fünf bis zwanzig Minuten erreicht. Um 14 Uhr kommt sie ins Lager zurück, und nach dreiviertel Stunden Putzen und Waschen folgt eine Stunde Bettruhe. Diese muß ohne Ausnahme eingehalten werden, damit die ungewohnte Arbeit nicht zur Überanstrengung führt. Basteln und Schulungsunterricht füllen die Zeit bis zum Abendessen um 19 Uhr aus. Mit einer frohen Feierabendstunde klingt der Tag aus; um 20.30 Uhr wird die Fahne eingeholt, und um 21 Uhr ist Lagerruhe. Der Sonnabend nachmittag ist frei; an einzelnen Sonntagen werden auch Wanderungen unternommen. Zeit zum Kirchgang ist jeden Sonntag, gegeben.

Jede Arbeitsmaid erhält täglich ein Taschengeld von zwanzig Pfennigen, die Kameradschaftsälteste 40 Pfennig. Die planmäßigen Lagerführerinnen usw. stehen in Gehalt. Die Verpflegungssätze je Kopf sind im Reich gestaffelt. Die Beköstigung ist gut und reichlich; es gibt zweimal Frühstück, Mittagessen mit Fleisch und warmes Abendessen. Als Beispiel diene der Küchenzettel eines Wochentages: 1. Frühstück Butter, Marmelade, Tee. 2. Frühstück Reibekuchen, Schnitte Braten. — Mittagessen Gurkensalat, Kartoffeln, Rouladen. Abendessen dänischer Salat.

Ein Teil der Maiden versieht den Innendienst; alle vierzehn Tage wird zwischen Außen- und Lagerdienst gewechselt. Die Lager sind einheitlich ausgestattet. Jede Arbeitsmaid hat ein geräumiges Spind für ihre Sachen und ein Fach für ihre Wäsche. Für ihre Sachen haftet sie selbst. Die Bekleidung ist reichlich und allen Wetterlagen angepaßt. Die Arbeits- und Gemeinschaftsräume sind durchweg in hellen Farben gehalten. Daß für Körperpflege ausreichende Bade- und Waschgelegenheiten zur Verfügung stehen, ist selbstverständlich. Gewaschen und gebügelt wird im Lager selbst. Der Garten liefert frisches Gemüse für die Küche und Einmachobst für die Vorratskammer, außerdem einige Blumen als Zimmerschmuck. Die Arbeitsdienstpflicht ist bei den Frauen noch nicht eingeführt, wohl besteht eine Teilpflicht für Abiturientinnen, die sich dem Universitätsstudium zuwenden. Deshalb sind die Maiden unserer heutigen Lager meist Freiwillige.

Trauer, ist aber noch so krank, daß nicht daran zu denken ist. Die Voten[5]) geht in einem Strich neben mir im Wagen mit; bei solchen Gelegenheiten glaube ich immer, wenn die Fahrt schon etwas gedauert hat nud sie entkräftigt ist, einen pergamentenen Mann neben mir zu haben, denn sie rutscht gerade dann wie leblos, nach dem der Wagen rüttelt, rechts und links herum.

Ich bitte nochmals, keine Complimente mit mir zu machen, verbitte alle Aufwartung von Adel, solche Mombillien bringe ich mit, und Alles, was Gêne heißt. Einen Tag werde ich wohl Cour haben müssen, der Decenz wegen, weil es mir sonst möchte übel genommen werden: doch Alles, wie es Papa will. Ich werde mit eigenen Pferden kommen. Ich bitte Dich, liebe Friederike, mir, so lange ich da bin, die Quint zu geben, da ich kein solches Stück mitbringen will, des Platzes wegen. Das Quintchen kennt mich schon von Königsberg her. Hussasa tralala, bald bin ich bei Euch. Der treue Barg[6]) kömmt auch, hoffe ich. Dicke Milch und etwas Erdbeeren schafft dem König zum Thee, wenn das letztere in Deinen Frimaten[7]) noch nicht so röthet, so sagt's Papa nicht, sonst ängstigt es ihn. Mehr wie zwei Präsente haben wir wohl nicht zu machen, an Kamptz und Bülow. Da der Rex kommt, so kostet es mir nichts als Stubenaufwartung, was nicht zu verwerfen ist, da ich nun einmal sehr schenerös bin. Mon dieu, je suis toll. Ich habe Euch so viel zu verzählen thun. Die gute Alte.[8]) Hätte ich nur Geld für sie und Friederike nach Karlsbad, mais je suis une pauvresse.[9]) Wenn ich nur die halbe Million hätte, die das Schlafzimmer in Compiègne gekostet hat von der Marie Luise. Weißt Du schon, Ihr Drei, daß die Kaiserin von Frankreich so heißt, Marie Luise; ich glaube es noch nicht gelesen zu haben, nirgends.

[5]) „Die Voten" = Scherzname für die Gräfin Voß.
[6]) „Der treue Barg" = Scherzname für Frau von Berg.
[7]) Unter „Frimaten" sind wohl Treibhäuser gemeint.
[8]) „Die gute Alte" = die Großmutter Maria Luise von Hessen-Darmstadt.
[9]) mais je suis une pauvresse = aber ich bin eine arme Frau.

Humboldt geht nach Wien und ist Excellenz geworden. Ich bin noch nicht avancirt als im Glück, welches mich bald mit Euch vereinigt. Hallelujah! Die alte Lisbeth[10]) aus Stettin will incognito nach Charlottenburg kommen. Wenn sie nur nicht nach Strelitz kommt! Heute ist es warm und windig, und in meinem Kopf sieht es aus wie in einem illuminierten Guckkasten. Alle Fenster mit gelben, rothen und blauen Vorhängen sind hellerleuchtet. Hussa! Teufelchen.

Adieu! Nun will ich der Großmama vernünftig schreiben.

Eure Luise.
22. Juni.

Um nichts aufzuhalten, nur noch das, daß Eure Briefe himmlisch sind. Mündlich mehr. Der König sitzt am Tisch. Ich bin nun in Charlottenburg, und sehr froh, daß der Montag bald kömmt.

Wir bringen keinen Arzt mit; wenn ich den Hals breche, so klebt mir ihn Hieronymi wieder an.

*

Anmerkung: Am 20. Juni 1810 wurde dieser heimwehkranke und doch so lebensfrohe, fast übermütige Brief von der Königin Luise an ihren Bruder geschrieben. Einen Monat später war die erst 35jährige Briefschreiberin, die mit dem Beinamen einer „königlichen Dulderin" in die Geschichte eingegangen ist, gestorben. Am 20. Juni meldete sie sich mit ihrem König für Hohenzieritz bei Neustrelitz an. Dort in der Heimat, bei ihrem Vater, dem Herzog Karl Ludwig von Mecklenburg-Strelitz — die Mutter hatte sie schon im sechsten Lebensjahr verloren — erkrankte die Königin, dort wurde sie auch am 19. Juli 1810 von allen Enttäuschungen und Krankheiten des Lebens erlöst. Im Mausoleum im Schloßgarten zu Charlottenburg wurde sie beigesetzt; über ihrer Grabstätte wurde das herrliche Marmorbild der schlafenden Königin von Rauch errichtet.

[10]) „Die alte Liesbeth" = Königin Elisabeth, die geschiedene erste Gattin Friedrich Wilhelms.